

## Edvard Munch: „Der Schrei“ und Bartimäus

Predigt zum 30. Sonntag i. J.: Jer 31,7-9; Hebr 5,1-6; Mk 10,46b-52

1944 starb im Alter von 80 Jahren der norwegische Maler, Graphiker und Expressionist Edvard Munch. Früh verlor er seine Mutter. Sein Leben war geprägt von Einsamkeit und psychischen Leiden, was sich deutlich niederschlägt in seinen Bildern. Sein berühmtestes, das er immer wieder in leichten Abwandlungen malte, trägt den Titel „*Der Schrei*“ (Bild 2). Mit schnellem Pinselstrich gemalt verschmelzen glutroter Himmel, dunkles Wasser und Landschaft zu einer Einheit, schroff allerdings abgesetzt von der das Bild diagonal durchschneidenden Brücke. Vor den beiden unbeschwert flanierenden Gestalten im Hintergrund sieht man im Vordergrund eine Gestalt, deren Blickfang der weit aufgerissene Mund ist. Diese Gestalt ist restlos allein, hat keinerlei Bezug zur Welt hinter ihr. Ob Mann, ob Frau, bleibt offen. Die überlangen Hände pressen sich an Kopf und Ohren. Die weitaufgerissenen Augen tun ein Übriges, um den Eindruck zu gewinnen: dieser Mensch, dem Angst, Entsetzen, Einsamkeit, Verzweiflung ins Gesicht geschrieben sind, ist bis in die letzte Faser seines Seins ein einziger Schrei.

In Munchs *Violetten Tagebuch* findet sich unter dem Datum 22.1.1892 folgender Eintrag: „*Ich ging den Weg entlang mit zwei Freunden – die Sonne ging unter – der Himmel wurde plötzlich blutig rot – Ich fühlte einen Hauch von Wehmut – Ich stand, lehnte mich an den Zaun Todmüde – Ich sah hinüber [...] die flammenden Wolken wie Blut und Schwert – den blauschwarzen Fjord und die Stadt – Meine Freunde gingen weiter – ich stand da zitternd vor Angst – und ich fühlte etwas wie einen großen, unendlichen Schrei durch die Natur*“.

Es gibt wohl niemanden, den dieses Bild kalt lässt. Einmal gesehen, wird man es kaum mehr vergessen. Warum? Man hört unmittelbar, was man sieht: diesen alles durchdringenden Schrei, der keinen Raum lässt für eine andere Empfindung als restlose Hoffnungslosigkeit. Dieser Schreiende verschließt die Ohren, macht sich taub für jede Art von Trost, Perspektive, Hoffnung, Hilfe. Und – er schaut den Betrachter nicht an. Er schaut vorbei. Der Schrei, der Blick, beides geht – ja wohin? Ins Leere. Schrei und Blick verlieren sich gleichsam in den endlosen Weiten des Nichts.

Munch, der aus einem von seinem Vater her streng pietistisch geprägten Elternhaus stammt, hat seinen Glauben wohl nie verloren. Aber er malt hier den Menschen der Moderne. Den Menschen, der Gott verloren hat, der seine Not, seine Angst, seine Hoffnungslosigkeit hinausschreit, aber keinen Adressaten mehr findet. Keinen, von dem er sich Antwort und Trost erhofft. Nicht zuletzt, weil er sich, sich die Ohren zuhaltend, selbst verschließt gegenüber der Zuversicht, es könne da vielleicht doch noch jemanden geben, der ihm zuhört?

Die hoffnungsgebende Gegengestalt zu der von Munchs „Schrei“ ist die des Bettlers Bartimäus aus dem heutigen Evangelium. Auch er schreit. Das griechische Wort *krazein* meint genau jenes Schreien, mit dem er all sein Elend herausschleudert, immer lauter, immer eindringlicher, je mehr die Menge in abzuwimmeln sucht. Doch der große Unterschied ist: sein Schrei hat einen Adressaten. „*Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!*“ Zugleich ist dieser Adressat der, der auf dem Weg nach Jerusalem ist, wo er den Tod erleiden und gleichfalls mit einem einzigen, unartikuliert hinausgeschrienen Schrei auf den Lippen sterben wird. Doch auch Jesu Schrei hat einen Adressaten: Gott, seinen geliebten Abba, Vater. Er schreit sein und der ganzen Menschheit Leid hinaus in das helle und dunkle Geheimnis der Liebe Gottes. Und so tut es Bartimäus.

Doch bevor der Gebetsschrei des Bartimäus seinen Adressaten findet, geschieht so manches, auf das es sich zu schauen lohnt. Bartimäus schreit aus Leibeskräften nach Jesus, von dem er gehört hat und auf den er in diesem Augenblick, da er so unverhofft seinen Weg kreuzt, alle Hoffnung setzt. Doch auch er muss zunächst die Erfahrung machen, dass sein Schrei ungehört verhallt. Hat Jesus ihn nicht gehört wegen des Lärms der ihm nachfolgenden Menge? Oder hat er ihn doch gehört, zunächst aber einfach nicht reagiert? Wir erfahren es nicht, wohl aber, dass er schließlich doch des Bartimäus Stimme vernimmt.

Doch anstatt sich selbst zum Bettler hinzubegeben, schickt er Umstehende zu ihm. In dieser Geste zeigt sich schön, dass es in der Regel Menschen braucht, die die Begegnung mit Gott, mit Christus vermitteln. Mit anderen Worten: es braucht die Kirche. Diese, wenn man sie in den Jesus begleitenden Menschen repräsentiert sieht, steht zunächst einmal als Hindernis zwischen Jesus und dem Bettler. *Dieser Schreihals ist einfach nur*

*lästig! Man muss ihn zum Schweigen bringen! Er soll den Meister nicht belästigen! Es gibt wichtigere Menschen als diesen bettelnden Blinden.* Ein typisches Beispiel, wie die Kirche ihre Sendung verfehlen kann.

Doch dann, auf Jesu Aufforderung hin: „*Ruft ihn her!*“, tut sie endlich doch, was ihres Amtes ist. Kürzer kann man den Auftrag der Kirche nicht ausdrücken: *Die Kirche ist dazu da, Menschen so anzusprechen, anzurufen, dass sie auf den Weg zu Jesus gebracht werden.* „*An die Ränder gehen!*“, ein „Feldlazarett“ sein, um sich der zutiefst Verwundeten anzunehmen, so hat Papst Franziskus diesen Auftrag ausgedrückt.

Und nun wird in einem kurzen, dreigliedrigen Satz etwas von dem ausbuchstabiert, wie diese Sendung konkret aussehen soll. Das erste Wort lautet: „*Fass Mut!*“ Menschen ermutigen muss immer ein erstes Ziel allen Tuns der Kirche sein. Sie muss ermutigen, Vertrauen auf Gott zu gewinnen und durch ihn Vertrauen auf gute Zukunft, Heilung, neues und erfülltes Leben.

Das zweite Wort ist: „*Steh auf!*“ Zu den größten Versuchungen des Lebens gehört zu resignieren, liegen zu bleiben, alles beim Alten zu lassen, weil sich ja doch nichts ändert oder die Änderung zu viel Anstrengung kostet. Die Aufgabe der Kirche ist, Menschen aufzurichten, beim Aufstehen zu helfen, um sich (wieder) neu auf den Weg machen zu können.

Und schließlich: „*Er ruft dich!*“ Die Aufgabe der Kirche ist zu verkünden: *Bei Gott bist du niemals abgeschrieben. „Nur“ ein Bettler. Nein, er braucht dich! Er hat mit dir etwas vor! Du bist von Gott, von Jesus gerufen! Bei deinem Namen. Zu etwas, das alleine DU zu vollbringen vermagst.*

Doch auch jetzt ist die Geschichte noch nicht an ihr Ziel gelangt. Denn an diesem Punkt kommt die menschliche Freiheit ins Spiel. Bartimäus hätte ja tausend Einwände geltend machen können: *Eigentlich ist es doch gar nicht so schlecht, hier zu liegen und von Almosen zu leben. Aufstehen ist mir einfach zu anstrengend. Außerdem bin ich blind. Ich sehe nichts. Am Ende stolpere ich, falle hin und tu mir weh. Er soll, wenn er mag, zu mir kommen. Ich jedenfalls bleibe hier.* So hätte er sagen können, doch er entscheidet sich anders: Er springt nicht nur auf, nein, er wirft sogar seinen Mantel von sich; wirft allen Ballast, alles, was ihn hindern könnte, so schnell wie möglich zu Jesus zu gelangen, von sich und stolpert, tastet, läuft jener Stimme entgegen, die nach ihm ruft.

Und immer noch ist die Geschichte nicht vollendet: „*Was willst du, dass ich dir tue?*“, fragt ihn Jesus. Ist das nicht eine absolut törichte, restlos überflüssige Frage? Was soll er denn anderes wollen als sein Augenlicht zurückerhalten? Doch Jesus will es tatsächlich genau wissen. Er will wissen, ob Bartimäus wirklich geheilt werden und damit ein ganz neues Leben beginnen möchte? Oder ob er es nicht doch bequemer findet, liegen zu bleiben und vom Mitleid anderer zu leben.

Es ist offensichtlich, dass Bartimäus nicht nur von seiner Blindheit geheilt werden wollte, sondern ganzheitlich, als ganzer Mensch. Denn dass der Evangelist seinen Namen kennt – im Unterschied zu allen anderen Geheilten der Evangelien – erklärt sich am besten dadurch, dass er nicht nur Jesus an diesem Tag nachfolgte, wie die Perikope erwähnt, sondern in der Nachfolge blieb und so zur Urgemeinde der entstehenden Kirche gehörte. Er war vielleicht auch Markus, jedenfalls der urchristlichen Gemeinde persönlich bekannt.

*Jesus zu dem Menschen bringen und die Menschen zu Jesus* – in einem Satz ist das die vornehmste Aufgabe der Kirche, die uns am heutigen Weltmissionssonntag das Evangelium von Bartimäus auf wunderbare Weise vor Augen führt. Vergangenen Donnerstag hatten wir in unserer Pfarrei drei Benediktinermönche aus dem Kloster *Keur Moussa, Haus des Mose*, aus dem Senegal zu Gast. Sie haben uns mit ihrer Musik während des Gottesdienstes und danach mit einem kleinen Konzert wirklich beglückt. Am Ende bei meinem Dank habe ich gesagt, dass wir Europäer den Menschen in Afrika unendlich viel Böses und Leid zugefügt haben, aber dass wir ihnen auch das Beste gebracht haben, das wir „besitzen“: *Jesus Christus*. Es war zu spüren, dass auch sie selbst es so empfinden.

Missionsland ist heute mehr denn je die ganze Welt, nicht zuletzt auch unser eigener Kontinent, unser eigenes Land. Deswegen ist es auch die Aufgabe unserer Pfarrei, den Menschen das, nein *den* zu geben, der am tiefsten unser Leben heilen und verwandeln kann, wie er es bei Bartimäus getan hat: *Jesus Christus*.

*Pfr. Bodo Windolf*